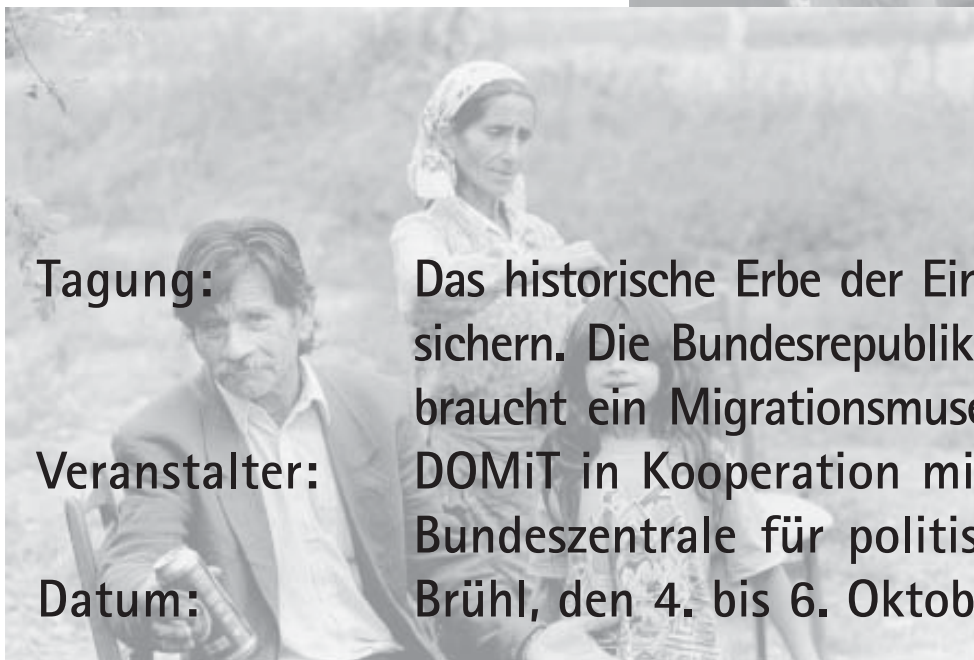




Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum.

Braucht die Bundesrepublik ein Migrationsmuseum?

oder Vom Nutzen und Nachteil eines
Migrationsmuseums für die Gesellschaft
Rainer Ohliger



Tagung:

Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik Deutschland braucht ein Migrationsmuseum.

Veranstalter:

DOMiT in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung,

Datum:

Brühl, den 4. bis 6. Oktober 2002

Inhaltsverzeichnis

- I. Einleitung**
- II. Anmerkungen – Fragen – Thesen**
- 1. Deutschland als Einwanderungsland: Migration – Ethno-Nation – kollektives Gedächtnis**
- 2. Die zeitliche, räumliche und inhaltliche Dimensionen eines Migrationsmuseums**
 - 2.1. Die zeitliche Dimension**
 - 2.2. Die räumlich-geographische Dimension: Diesseits und jenseits Deutschlands**
 - 2.3. Die inhaltliche Dimension**
- 3. Die (sozial-)historische und disziplinäre Verortung des Themas Migration**
- 4. Ein Ort des Gedächtnisses, Erinnerens und Lernens: Museum, Zentrum oder Haus der Migration?**
- 5. Migration ausstellen: Objekte vs. Narration – von der Idee zur Sammlung und Ausstellung**
- 6. Museen und Ausstellungen in der Spaß- und Erlebnisgesellschaft**
- 7. Akteure und Zielgruppen: Wer spricht für wen – wer richtet sich an wen?**
- 8. Träger, Strategien und erste Schritte**
 - 8.1. Lobbyarbeit**
 - 8.2. Begründung einer Sammlung – Erweiterung bestehender Sammlungen**

9. Orte und Nicht-Orte

10. Chancen, Risiken und Grenzen

10.1. Chancen

10.2. Risiken und Grenzen

III. Fazit: Fünf abschließende Bemerkungen

I. Einleitung

Die durch die Reform des Staatsangehörigkeitsgesetzes und die Verabschiedung eines Zuwanderungsgesetzes seit 1999 ausgelöste Zeitenwende hat Migration zu einem bedeutenden, aber auch umstrittenen Thema in der deutschen Öffentlichkeit gemacht. Die oft beklagte defensive Erkenntnisverweigerung, wie Klaus J. Bade es nannte,¹ also die bewusste Abkehr von der Tatsache, dass Deutschland vielfältig durch Migration geprägt war und ist und dieses Faktum gesellschaftliche und politische Konsequenzen hat, scheint damit durchbrochen zu sein. Der lang proklamierte und geglaubte Satz: „Deutschland ist kein Einwanderungsland“ hat sich damit in eine weniger normative und eher auf Anerkennung des Faktischen gerichtete Aussage gewandelt. Diese lautet lakonisch in etwa: „Deutschland, Einwanderungsland“, wie der Journalist und Migrationsexperte Karl-Heinz Meier-Braun sein jüngstes Buch betitelte.²

Die aktuelle Debatte, die vor allem um die Integration und die Anwerbung neuer Zuwanderer kreist, hat in der Öffentlichkeit auch ein breiteres Forum geschaffen, um über die historischen Voraussetzungen des Einwanderungslandes Deutschland zu diskutieren und die Frage aufzuwerfen, wie sich die Migrationsgeschichte abbilden bzw. in die allgemeine Geschichte und das historische Bewusstsein des Landes einfügen lässt. Die unmittelbare Gegenwart trifft somit die Geschichte bzw. stellt Fragen an sie. Ein Teil dieser Fragen zielt auf die Repräsentation von Migration und Migranten/innen in der Öffentlichkeit, also den Bildern, die die Gesellschaft in Deutschland sich über Zuwanderer macht und vermittelt, Bilder, die zu Vignetten des kollektiven Gedächtnisses gerinnen (oder auch nicht) und somit Handlungsspielräume eröffnen oder verschließen. Kernbereich dieser Politik der Anerkennung und Repräsentation ist anders als bei den Fragen der sozialen Integration von Migranten/innen nicht der Arbeitsmarkt, sondern sind Bildung und Kultur, also etwa die Lehrinhalte und Curricula an Schulen, die durch Schulbücher transportierten Bilder und Stereotype des Eigenen und des Fremden und auch die durch historische Forschungen und Ausstellungen produzierten Erkenntnisse und Deutungsangebote.

¹ Siehe Klaus J. Bade: Legenden, die sich selbst überleben, in Aytaç Eryilmaz und Mathilde Jamin (Hg.): Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung (Essen, Klartext-Verlag, 1999), S. 15.

² Karl-Heinz Meier-Braun: Deutschland, Einwanderungsland (Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 2002).

Innerhalb dieses, man könnte sagen ‚weichen‘ Bereiches der Integration lohnt es sich also, über (Migrations-)Geschichte und die historische Repräsentation von Migranten/innen nachzudenken und zu streiten. Es ist dabei von Bedeutung, die vorherrschenden Bilder des oder der „Fremden“ und die Klischees kritisch unter die Lupe zu nehmen und zu fragen, wie diese zustande kommen und ob sie einem Einwanderungsland gerecht werden, das die Integration seiner Migranten/innen so kontrovers diskutiert. Hierbei ist dann sowohl auf die Inhalte und Mittel als auch auf die kulturellen Institutionen zu blicken, die die gesellschaftlich vorherrschenden Bilder prägen und vermitteln. Für den Bereich der historischen Erinnerung und ihrer Popularisierung sowie der öffentlichen Debatte darüber spielen Ausstellungen und Museen eine bedeutende Rolle. Insofern bedarf es keines aufwendigen Begründungszwanges für die auf dieser Tagung im Zentrum stehende Frage, ob die Bundesrepublik ein Migrationsmuseum braucht. Allgemeiner ließe sich auch fragen: Braucht Deutschland die Historisierung der Migration bzw. die Musealisierung der Migrationsgeschichte um eine erfolgreiche Integration kulturell zu flankieren? Wenn diese Frage also zu bejahen ist, hoffe ich, am Ende dieser Tagung die entscheidenden Argumente dafür gehört zu haben, die sich dann in politisches Kapital und die erfolgreiche Umsetzung der Idee ummünzen lassen.

II. Anmerkungen – Fragen – Thesen

1. Deutschland als Einwanderungsland: Migration – Ethno-Nation – kollektives Gedächtnis

In Europa bildet Deutschland – anders als etwa die Schweiz oder Frankreich – den Typus eines Nationalstaats, der Zugehörigkeit zur Nation lange Zeit in erster Linie als ethnisch definierte. Leitkategorie dieser Zugehörigkeit war das Volk, dem man qua Abstammung automatisch angehörte.³ Gespiegelt wurde dies in einem Staatsange-

³ Dazu Rogers Brubaker: *Citizenship und Nationhood in France and Germany* (Cambridge, MA/London: Harvard University Press, 1992) und in Kritik an der Brubakerschen Dichotomie jüngst Dieter Gosewinkel: *Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund zur Bundesrepublik Deutschland* und Patrick Weil: *Qu'est-ce qu'un français? Histoire de la nationalité française depuis la Révolution* (Paris, Grasset, 2002). Für einen deutsch-israelischen Vergleich der ethnischen Staatsbürgerschaft siehe: Daniel Levy und Yfaat Weiss (Hg.): *Challenging*

hörigkeitsrecht, das bis Ende 1999 allein dem *ius sanguinis*, also dem Blut- bzw. Abstammungsrecht, nicht dem Territorialrecht folgte und einer Einbürgerungspraxis, die äußerst restriktiv gehandhabt wurde bzw. bis zu Beginn der Neunzigerjahre Jahre eine Einbürgerung von Arbeitsmigranten/innen fast gänzlich ausschloss. Dies hatte zur Folge, dass unterschiedliche sprachliche bzw. ethnische Gruppen, insbesondere Migranten/innen, wenn es sich nicht gerade um eingewanderte Aussiedler mit einem Abstammungsbonus handelte, nicht oder nur unter stark erschwerten Bedingungen in die Nation und den Nationalstaat integriert werden konnten. Die Konstituierung Deutschlands bzw. der deutschen Nation als Ethno-Nation, nicht als politische oder Willensnation, hatte also zur Folge, dass Migranten/innen oftmals am Rande oder außerhalb der national verfassten Gesellschaft verblieben.⁴

Darüber hinaus hatte Migration anders als in den klassischen Einwanderungsländern wie Kanada oder den USA als *Emigration* historisch bedingt meist eine negative Konnotation. Jene Personen, die im 18., 19. und 20. Jahrhundert (nach Übersee) auswanderten, betrachtete man oftmals als politisch Unzuverlässige, Dissidenten, religiöse Abweichler oder schlicht als ökonomische Last und damit überflüssig. *Der Migrant* wurde so als Emigrant zu einem Leitbild dessen, was jene, die zurückblieben, nicht sein wollten oder teilten. Diese pejorative Bedeutung war noch überaus präsent, als es um die Emigranten der Nazi-Zeit und deren Rückkehr in die Bundesrepublik ging. Am Beispiel Willy Brandts und der politischen Kampagne gegen den Emigranten „Frahm-Brandt“ in den sechziger Jahren etwa lässt sich dies noch ablesen und dingfest machen. Aufgrund einer langen Auswanderungsgeschichte zählten und zählen Migranten/innen in Deutschland (wie in Europa allgemein) nicht zum Arsenal, auf das der Gründungsmythos der jeweiligen Nationalgesellschaft fußt. Unter diesen historischen Bedingungen hatten es Einwanderer umso schwerer, Eingang ins kollektive Gedächtnis der Gesellschaft zu finden. Die amerikanische Erfolgsstory – vom eingewanderten Tellerwäscher zum Millionär – fand bislang in der deutschen und europäischen Vorstellungswelt keine Entsprechung, obgleich Einwanderung mittlerweile ein wichtiges Charakteristikum aller westeuropäischen Gesellschaften ist.

Ethnic Citizenship: German and Israeli Perspectives on Immigration (New York/Oxford: Berghahn Books, 2002).

⁴ Zur Entgegensetzung von Willensnation bzw. politischer Nation und Abstammungsnation siehe Brubaker (1992), der mit diesem Ansatz einen Rückgriff auf Hans Kohn: *The Idea of Nationalism* (New York: Collier Books, 1944) und Friedrich Meinecke: *Weltbürgertum und Nationalstaat* (München: Oldenbourg, 1919) übt.

Für die historische Imagination – und Museen, um die es hier und heute geht, sind Teil dieser Imagination – bedeutet dies ungleich andere Voraussetzungen, wenn man die Geschichte von Migration und Migranten/innen in Deutschland oder Europa dar- und ausstellen will. Dies ist vorab zu berücksichtigen, wenn die Idee eines Migrationsmuseums in Deutschland diskutiert wird.

2. Die zeitliche, räumliche und inhaltliche Dimensionen eines Migrationsmuseums

Ein Migrationsmuseum steht vor der Herausforderung und Notwendigkeit, das Thema räumlich-sozial und zeitlich zu definieren. Letzteres heißt auch, es zu begrenzen. Dies ist keine leichte Aufgabe bei einem Thema, dass per definitionem *grenzenlos* oder besser: *grenzüberschreitend* und universell ist.

2.1. Die zeitliche Dimension

Ich möchte vier mögliche Optionen für die zeitliche Begrenzung oder Ausdehnung eines Migrationsmuseums aufzeigen:

a. eine pragmatische Einengung auf das (kurze) 20. Jahrhundert (ev. sogar auf die Zeitgeschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs), was den Vorteil böte, an die unmittelbaren Erfahrungen der potenziellen Museumsbesucher anknüpfen zu können (Lebens- und Familiengeschichten, Lebenswelten, Erfahrungshorizonte, gegenwärtige Debatten und Konflikte, die ihre Ursprünge und Wurzeln oftmals in der Zeitgeschichte haben).

b. eine Eingrenzung auf das Zeitalter der klassischen Moderne (19. und 20. Jahrhundert), was dem Museum eine größere Tiefenschärfe gäbe und den Blick auf die Interdependenz zwischen Emigration und Immigration schärfen könnte.

c. eine Begrenzung auf die neuere und neueste Geschichte, also das 16. bis 20. Jahrhundert. Dafür spräche vor allem, dass räumliche Mobilität und Migration als Massenphänomen eine säkulare Entwicklung waren, die ihren Ursprung im Über-

gang von den vergleichsweise statischeren Gesellschaften des Mittelalters hin zu den dynamisierten Gesellschaften der Moderne hatten.

d. ein Blick von langer Dauer inklusive der Besiedlungsgeschichte Mitteleuropas. Solch eine Perspektive könnte bis in die Ur- und Frühgeschichte zurückreichen und die *story line* mit dem großen Umbruch der neolithischen Revolution beginnen lassen, um so den Übergang von nomadisierenden zu sesshaften Gesellschaften aufzuzeigen, in denen räumliche Mobilität und Migration (zumindest temporär) eine andere, wohl auch weniger wichtige Rolle spielten.

Die Entscheidung für den zeitlichen Rahmen des Projekts hängt einerseits von der Machbarkeit und Durchführbarkeit des Vorhabens ab (sind Artefakte und Quellen vorhanden? ist der Zeitraum hinreichend erforscht, um museal dargestellt zu werden?), andererseits vom Zielpublikum und dem intendierten Besucherzuspruch. Rein historische Ausstellungen laufen Gefahr, ein nur begrenztes (Fach-)Publikum zu erreichen. Als Faustregel gilt: je stärker der Gegenwartsbezug, desto größer das Besucherinteresse. Allerdings sollte nicht vergessen werden, dass im deutschsprachigen Raum in den letzten beiden Dekaden zahlreiche rein historische Ausstellungen zu großen Publikumserfolgen wurden. Diese Ausstellungen (nicht Museen!) konnten aber oftmals an populäre, regional verortete oder kollektiv abrufbare Mythen, Überlieferungen und Erinnerungen anknüpfen (Staufer, Zähringer, Wittelsbacher, Preussen, Troja etc.). Es ist zweifelhaft, ob das Thema Migration im bundesdeutschen (oder auch europäischen) Kontext eine entsprechende mythische oder emotionale Konnotation hat, haben kann oder haben sollte (und wenn doch, dann wahrscheinlich eher auf der Ebene der populären Xenophobie, die ein Migrationsmuseum sich nicht auf die Fahnen schreiben will).

2.2. Die räumlich-geographische Dimension: Diesseits und jenseits Deutschlands

Migration ist ein grenzüberschreitender Prozess, der die etablierten Kategorien nationalgeschichtlicher Blick- und Betrachtungsweisen herausfordert, bricht oder wendet. Dies ist nicht zuletzt ein Grund dafür, dass sich die national orientierten Historiographien inklusive ihrer musealen Ausformungen und Repräsentationen mit dem Thema

schwer tun oder zumindest lange Zeit schwer taten. Der natürliche Verbündete der Migrationsgeschichte und ihrer Musealisierung sind daher nicht unbedingt Nationalstaaten und seine Akteure, sondern eher die Regionen oder aber Europa. Im föderalistischen deutschen und europäischen Kontext wäre daher zu überlegen, eine Allianz zwischen einzelnen Bundesländern (bzw. Städten und Kommunen) und der Europäischen Union zu schmieden, um eine schlagkräftige und durchsetzungsfähige Lobby für das Projekt zu organisieren.

Diese Überlegung hat weit reichende Folgen für die Darstellung und Ausstellung der Migrationsgeschichte. Es gilt Abschied vom Telos des Nationalstaats als Ende der Geschichte zu nehmen, neue Blickwinkel zu entdecken, alte Perspektiven radikal in Frage zu stellen, dabei aber die Fallen des Provinzialismus oder des Eurochauvinismus zu vermeiden. Migrationsgeschichte im Museum sollte die lokal-regionale, die nationale, die europäische und globale Ebene nicht nur jeweils abbilden oder ihre Verschränkungen aufzeigen, sondern sie transzendieren oder im Hegelschen Sinne aufheben. Migrationsgeschichte könnte in der Zweiten Moderne (Beck) somit ihren Ort zwischen Universalisierung und Partikularisierung finden, eine 'glokalisierte' (Robertson) Form der Geschichte, der Geschichtsschreibung, der historischen Repräsentation und der historischen Erinnerung und Imagination bilden. Die Dialektik dieser Repräsentation verlief zwischen den Spannungspolen Entortung/Entgrenzung einerseits und räumlicher (und zeitlicher) Kontextualisierung andererseits. Sie wäre ein Schritt hin zur Auflösung nationalstaatlich geprägter Geschichtsschreibung.

2.3. Die inhaltliche Dimension

a. Migrantengruppen: Chancen einer pluralen Perspektive

In der aktuellen Debatte um Migration in Deutschland richtet sich der Blick vor allem auf die so genannten „Gastarbeiter“ und ihre Nachfahren. Teils streift er auch schon die neuen Migranten/innen der 90er Jahre, also Asylbewerber, Kriegsflüchtlinge, Werkvertragsarbeitnehmer, Kontingentflüchtlinge und Aussiedler. Ein historischer Blick, den ein Projekt wie ein Migrationsmuseum hat, sollte hierüber hinausgehen. Als einen wesentlichen Teil muss es zwar die Arbeitsmigration der Nachkriegszeit umfassen, darf aber damit nicht enden. Begrenzt man das Vorhaben auf die Zeitge-

schichte seit 1945 und auf Einwanderung, so ist an die Einbeziehung der Displaced Persons, der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen der Jahre 1945-49 und ihre Epigonen, der Aussiedler, der Ost-West-Migranten des Kalten Kriegs (insbesondere zwischen den beiden deutschen Staaten, aber auch jene, die nach den Aufständen in Ungarn 1956 und der Tschechoslowakei 1968 sowie der Verhängung des Kriegsrechts in Polen 1981 kamen) und eventuell auch der neuen Migranten/innen der Neunzigerjahre Jahre zu denken. Dies wird nötig sein, um nicht ein allzu enges, allein durch Arbeitsmigration geprägtes Bild zu liefern. Und ein historischer Blick auf die Arbeitsmigration kann auch die Kontraktarbeiter nicht übergehen, die die DDR zwischen 1967 und 1989 angeworben hat.

Eine möglichst weite und plurale Perspektive scheint nicht nur intellektuell reizvoll, sondern vor dem Hintergrund, eine möglichst breite und schlagkräftige Lobby für das Projekt zu mobilisieren, auch strategisch sinnvoll. Darüber hinaus bietet die Einbeziehung möglichst aller oder doch vieler Migrantengruppen die Möglichkeit, unnötige Konkurrenzen und Eitelkeiten über die Darstellung der je eigenen Migrationsgeschichte im Vorfeld auszuräumen oder doch zumindest Kompromisse zu schließen. Ob das Blickfeld sich tatsächlich auch auf die Frage deutscher Flüchtlinge und Vertriebener der Nachkriegszeit bzw. Aussiedler erstrecken sollte, ist durchaus kontrovers zu diskutieren, da sich diese Gruppe von Zwangsmigranten in der Selbstwahrnehmung ja in der Regel nicht als Einwanderer betrachtet hat. Von einem systematisch-analytischen Blickwinkel aus gehören sie aber zweifelsohne in diese Kategorie. Vor dem Hintergrund der Pläne für ein Zentrum gegen Vertreibungen, dessen Errichtung der Bund der Vertriebenen mit illustrier Unterstützung (u.a. György Konrád, Peter Glotz, Arnulf Baring, Freya Klier, die Gesellschaft für bedrohte Völker usw.) seit dem Jahr 2000 erfolgreich propagiert, scheint eine Öffnung hin zum Thema Zwangsmigration sinnvoll. Man könnte dann durchaus das Argument führen, dass ein deutsches Migrationsmuseum nur auf zwei Beinen stehen könne, nämlich neben dem Zentrum gegen Vertreibungen (Projektkosten ca. 50 Millionen Euro; Standort Berlin oder alternativ, aber kontrovers Breslau) und einem zweiten Standort, der sich der Geschichte all der anderen Migranten/innen widmet.

b. Migration als Normal- oder als Ausnahmefall

In der Auseinandersetzung mit dem Thema Migration, sei es für museale, sei es für wissenschaftliche, sei es für politische Zwecke, gilt es, den Objekt- und Erkenntnisbereich klar zu definieren, um ein Höchstmaß an Eindeutigkeit bei diesem eindeutig mehrdeutigen Thema zu gewinnen. Die Pole, zwischen denen sich eine begriffliche Annäherung bewegen kann, lauten:

Migration als anthropologische Konstante in der Geschichte menschlichen Daseins.

versus

Migration als Ausnahme- oder gar Bedrohungsfall (der nationalen und nationalstaatlich kodierten 'Normalität').

Die hier entwickelten Thesen folgen der Annahme, dass es sich bei Migration um eine anthropologische und universelle Konstante in der Geschichte der Menschheit handelt, eine Konstante, die allerdings zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Räumen und Gesellschaften durchaus verschiedene Ausprägungen fand und deren Aktualität und Bedeutung variierte.

Auf der pragmatischen Ebene, die für die Ausgestaltung eines Migrationsmuseums vorrangig ist, sollte durchdacht werden, wie die drei Subbereiche (die sich aus einer *nationalstaatlichen* Perspektive ergeben) Auswanderung – Binnenwanderung – Einwanderung voneinander abzugrenzen sind bzw. in welchem Wechselverhältnis sie zueinander stehen und somit für ein Sammlungs- und Ausstellungskonzept Berücksichtigung finden müssen. Es sollte auch geklärt werden, wie Nicht-Migration (Persistenz oder räumliche Stabilität von Bevölkerung) Berücksichtigung in der musealen Repräsentation findet, da Migration in jedem Fall auf die ansässige Bevölkerung (rück)wirkt, sei es durch Kulturkontakte und Kulturkonflikte in der Aufnahmeregion, sei es durch sozialen, kulturellen und kognitiven Wandel in der Ziel- und Herkunftsregion (z.B. durch Re-Migration oder die Ausformung transnationaler Beziehungen).

Eine intellektuelle und museale Annäherung an das Thema Migration sollte akteurs- und prozessbezogen, nicht unilinear sein. In anderen Worten: Es gilt, das Handlungs- und Spannungsfeld und die Wechselwirkungen zwischen Herkunftsgesellschaft(en), Aufnahmegesellschaft und den Gruppen und Individuen von Migranten/innen anschaulich und darstellbar zu machen, nicht allein die Auswirkungen in der Aufnahmegesellschaft zu vergegenwärtigen. Dieses Ziel steht allerdings in Spannung mit anderen möglichen Zielen wie der anvisierten Zielgruppe der Besucher, zumal dann, wenn sich das Museum und seine Ausstellung (vorwiegend) an die Gesellschaft im Aufnahmeland richtet und man die Besucher (der Mehrheitsgesellschaft) auf der Ebene ihrer alltäglichen Erfahrungen und Vorkenntnisse ansprechen will.

Darüber hinaus stellt sich eine normativ-politische Frage. Das Thema Migration ist in Deutschland wie auch in den meisten anderen westeuropäischen Gesellschaften politisiert und durch gesellschaftliche Konflikte gekennzeichnet. Es lässt sich nicht im wertfreien Raum darstellen oder diskutieren. Es schwingen immer auch Werturteile mit – mögen diese begründet sein oder auf Vorurteilen beruhen. Vor der Musealisierung des Themas Migration muss also geklärt werden, ob und wenn ja welche politische Botschaft man mit einer solchen Institution senden möchte. Der Migrationsoptimismus von Ellis Island, dem US-amerikanischen Einwanderungsmuseum in New York, lässt sich in Deutschland sicherlich so nicht transportieren. Sowohl die Gründungsmythen der deutschen Gesellschaft, als auch die Vorstellung über den Kernbereich dessen, was die Nation konstituiert sind in Deutschland und den USA unterschiedlich. Es ließe sich aber erwägen, dem Thema eine überwiegend positive Konnotation zu verleihen, die auf kritisch-rationaler Durchdringung fußt (z.B. die Darstellung von Migranten/innen als Modernisierer und sozialer bzw. kultureller Gewinn der Gesellschaft, etwa durch Wissens-, Technologie-, Know-how-Transfer und kulturelle Öffnung und Pluralisierung). Will man eine solche Botschaft senden, könnte die Kritik allerdings lauten, dass ihr etwas Zielgerichtetes und allzu Fortschrittsoptimistisches anhaftet und weite Teile der (historischen und sozialen) Wirklichkeit und ihrer Konflikte ausblendet.

3. Die (sozial-)historische und disziplinäre Verortung des Themas Migration

Migrationsgeschichte ist bislang vorwiegend eine Domäne der Sozialgeschichte (man schaue auf die Vita und die akademische Sozialisation der führenden Migrationshistoriker in Europa, z.B. Klaus J. Bade in Deutschland, Gérard Noiriel in Frankreich oder Jan und Leo Lucassen in den Niederlanden). Folgt man der Annahme, dass die Musealisierung der Migrationsgeschichte zumindest teils an die Forschung und Historiographie angelehnt ist bzw. jene der Ausstellung vorausgeht, so stellt die disziplinäre Genese und Einbettung der Migrationsgeschichte in die Sozialgeschichte ein Handicap für die Musealisierung dar. Sozialgeschichte ist hochgradig analytisch, lehnt sich stark an die Methoden und Theorien der systematischen Sozialwissenschaften an und zeigt somit einen eklatanten Mangel an Anschaulichkeit, sperrt sich in der Regel auch gegen tradierte historische Formen der Darstellung und Erzählung. Deutungsangebote, die jenseits einer rational-aufklärerischen Ebene liegen, sind nicht Sache der *mainstream*-Sozialgeschichte, treffen meist sogar auf deren vehemente Ablehnung und Kritik. Eine Musealisierung des Themas Migration wird jedoch nicht darum herumkommen, sich mit den sozialgeschichtlichen (und sozialwissenschaftlichen) Forschungen auseinander zu setzen, muss dann aber eine Antwort darauf finden, wie diese Ergebnisse anschaulich und erzählbar gemacht werden können, vielleicht *auch* den Mut haben, andere und bessere, eventuell kultur- und alltagsgeschichtliche Interpretationsangebote zu liefern, die Raum für Identifikation lassen, *ohne den Anspruch auf Erklärung der komplexen Vergangenheit aufzugeben*. (Hier droht sonst vom sozialgeschichtlichen Lager nicht ganz zu Unrecht der Vorwurf des Neo-Historismus und der Identifikations- und Legitimationsproduktion).

In anderen Worten: Migrationsgeschichte bzw. die Musealisierung dieser Geschichte kann nicht allein als sozialgeschichtliche Spezialdisziplin betrieben werden, sondern ist eine echte Querschnittsaufgabe. Sie bedarf der Einbeziehung verschiedenster Blickwinkel und Disziplinen [Geschichte, (historische) Soziologie, Anthropologie/Ethnologie, Museumswissenschaften, aber auch der Pädagogik/Erziehungswissenschaft und Geographie/Raumplanung], so dass es einen möglichst breiten und weiten Fokus bei der Konzeptionalisierung und Umsetzung der Ausstellung(en) gibt. Den Historikern und Museumsmachern gilt ins Bewusstsein zu rufen: Migrationsgeschichte ist auch Ideengeschichte, Migrationsgeschichte ist auch

Kulturgeschichte, Migrationsgeschichte ist auch Alltagsgeschichte, Migrationsgeschichte ist auch Politikgeschichte, Migrationsgeschichte ist auch Geschlechtergeschichte, Migrationsgeschichte ist auch Arbeitergeschichte, Migrationsgeschichte ist auch Kolonialgeschichte. Und diese Liste ließe sich fortsetzen.

In solch einer weit gefassten Perspektive, ist Migrationsgeschichte an die vielfältigsten Themenbereiche anschlussfähig, insbesondere an die Geschichte der großen sozialen Transformationen in der Geschichte (neolithische Revolution; Zeitalter der Entdeckungen und des kolonialen 'Ausgreifens' Europas; Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft; Globalisierung). Aber selbst die Kunstgeschichte, die man prima facie nicht mit Migration assoziiert, ist dann nicht ohne Migration denkbar. Was wären die Bilder des Niederländers van Gogh ohne die Kenntnis des französischen Südens und seiner Farben gewesen? Hätte es in München einen Blauen Reiter ohne die Russen Jawlensky und Kandinsky gegeben? Sähen die fantastischen Dorf- und Milieustudien Chagalls ohne den räumlich-distanzierten Blick auf das heimische Witebsk nicht weniger farbenfroh und leuchtend aus? Und fand der Spanier Picasso seinen Weg zur Moderne nicht erst im selbst gewählten Pariser Exil? Ähnliches ließe sich für die Literatur, Philosophie- und Geistesgeschichte durchdeklinieren.

4. Ein Ort des Gedächtnis, Erinnerung und Lernens: Museum, Zentrum oder Haus der Migration?

Die drei klassischen Aufgaben von Museen heißen: Sammeln – Bewahren – Ausstellen. Ein Migrationsmuseum, ob in Deutschland oder in anderen europäischen Ländern, steht vor der Herausforderung, zuerst einmal eine Sammlung zu begründen (bzw. zu erweitern) und bei etablierten Institutionen das Sammeln bestehender und entstehender Quellen und Artefakte anzuregen, zumindest aber die bestehenden Quellen und Artefakte zusammen zu führen. Migration ist in den bestehenden nationalen Institutionen (Archiven, Museen, Bibliotheken) nur schlecht oder oftmals auch ungenügend abgebildet und dokumentiert. Dies gilt insbesondere für Quellen und Artefakte, die nicht staatlich generiert werden (z.B. durch Ministerien oder Ausländerbehörden), sondern privater Natur sind, also im Bereich von Migrantenfamilien und -organisationen entstanden bzw. entstehen.

Die Quellenlage legt es nahe, über die traditionellen Ansätze hinaus durch ein groß angelegtes Oral-History-Projekt die Dokumentation von Lebensgeschichten von Migranten/innen, insbesondere Arbeitsmigranten/innen zu initiieren (Video- und/oder Audiodokumentation), um so einen eigenen, für Ausstellungszwecke idealen Stock an Quellen zu generieren.

Die bislang ungenügende Dokumentation der Migrationsgeschichte – DOMiT sei hier explizit ausgenommen – die nur bescheidene Sammlungstätigkeit etablierter Institutionen, die Vernachlässigung der Dokumentation privater Quellen und Artefakte scheint ein gravierender Startnachteil für ein Migrationsmuseum zu sein, könnte sich aber durchaus auch als ein Vorteil erweisen, da man nicht mit der Last bestehender Konzeptionen beschwert wird, sondern die Möglichkeit hat, von einem Ausstellungskonzept auszugehen und um dessen Idee und Kern die Quellen zu sammeln, das Pferd also von hinten aufzuzäumen (*erst* Konzeptionalisierung einer Ausstellung, *dann* Sammeln und Bewahren der Objekte und Artefakte).

Ein Migrationsmuseum sollte zwar in erster Linie ein Ort des Sammelns, Bewahrens, Dokumentierens und Ausstellens sein, also eine starke Museumskomponente haben. Wichtig scheint aber auch eine enge Anbindung und Kooperation mit etablierten universitären und außeruniversitären Organisationen und die Etablierung eines wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Forums, so dass sich das Museum auch als ein Ort des Forschens, Lernens und der Information erweisen kann, der in die deutsche Gesellschaft und ihre (politische) Öffentlichkeit hineinwirkt. Darüber hinaus sollte eine enge Kooperation mit bestehenden Selbstorganisationen von Migranten/innen in Deutschland (und darüber hinaus) wie auch mit bestehenden nationalen, regionalen und lokalen Archiven anvisiert werden. Dies ermöglichte einerseits, historische Dokumente und Archivalien zu sichern, andererseits das Humankapital dieser Organisationen zu mobilisieren, zu integrieren und zu nutzen, so dass eine sachgerechte und konsensfähige Darstellung des komplexen Themas gewährleistet ist.

Die Umsetzung des wissenschaftlichen und pädagogischen Ziels des Museums könnte durch die Veranstaltung von Seminaren und Konferenzen zu migrationsgeschichtlichen Themen, den engen Kontakt zu Medien und die Aufbereitung der For-

schungsergebnisse in populärer Form (Broschüren, Themenhefte, CDs, Filme, aber auch Lehrmaterial, das in schulischen und universitären Unterricht einfließt) erzielt werden. Das Museum sollte also mehr als ein Museum im traditionellen Sinn sein, nämlich ein Forum oder Haus der Migration(sgeschichte), das vor dem Hintergrund der Vergangenheit Gegenwärtiges erklärt und verständlich macht.

Die Errichtung eines Migrationsmuseums hätte so zwar auch die klassischen Aufgaben eines Museums (Sammeln, Bewahren, Ausstellen) zu übernehmen, doch ginge es dabei um mehr als ein nur historisches Thema. Zwei weitere Zielsetzungen könnte eine solche Institution übernehmen. Erstens könnte es ein Ort der Information und Aufklärung werden, an dem die oft mangelhafte Kenntnis über Migration und Migrationsgeschichte eine feste Verankerung fände und von dieser Basis aus in die Gesellschaft hinein ausstrahlen könnte. Für Migrantengruppen wäre ein Migrationsmuseum darüber hinaus auch ein Ort der Identifikation, an dem die eigene Geschichte ausgestellt und angeeignet werden könnte und so zur Vermittlung von Gruppenidentität innerhalb und auch durch die deutsche Gesellschaft beitragen könnte.

5. Migration ausstellen: Objekte vs. Narration – von der Idee zur Sammlung und Ausstellung

Aus der bislang ungenügenden Dokumentation der Migrationsgeschichte in Museen und Archiven erwächst die Frage nach dem Ausstellungskonzept, insbesondere die Frage nach der Rolle von Artefakten, denen unter den Traditionalisten der Museumsexperten ein besonderer, authentischer Reiz, eine Aura und Sinnlichkeit des Originals, zugeschrieben wird.

Ein Migrationsmuseum wird sich von dieser klassischen Sichtweise von vornherein verabschieden müssen, da Artefakten und Quellen der Migrationsgeschichte, so vorhanden, das auratische Moment in der Regel fehlt. Spektakuläre Objekte (Krönungskronen, Reichsinsignien, Kanzlerstrickjacken, Splitter vom Kreuz Jesu usw.) sind in der Migrationsgeschichte eher selten, Alltäglichkeit dagegen vorherrschend.

Es stellt sich darüber hinaus die Frage, inwieweit überhaupt auf Objekte und Artefakte zurückgegriffen werden soll. Polemisch gewendet: soll ein Migrationsmuseum dem Leitbild vitrinengeschützter Innerlichkeit folgen, das den Bildungsbürger zur Kontemplation anregt? Oder soll nicht besser ein narratives Konzept erdacht und umgesetzt werden, dem klare erzählerische und ästhetische Linien zugrunde liegen, die bebildert und medial inszeniert werden (analog etwa zum Holocaust Museum in Washington, das sich für solch ein narratives Konzept entschieden hat und so zu einem Publikumsmagneten wurde).

Randbemerkung: über den Grad der Medialisierung des Museums sollte rechtzeitig gestritten wird. Das Museum hat im Zeitalter der technischen Reproduktion (von Quellen) und einer durch moderne (visuelle) Medien sozialisierten Besucherschaft eine fundamental andere Aufgabe als noch vor 50 Jahren. Es muss somit auch diesen veränderten Sehgewohnheiten Rechnung tragen.

6. Museen und Ausstellungen in der Spaß- und Erlebnisgesellschaft

Hieran schließt sich die Frage nach dem gesellschaftlichen Ort des Migrationsmuseums in der modernen und post-modernen Gesellschaft Deutschlands an. Museumssoziologische Untersuchungen zeigen, dass sich sowohl die Erwartungen gegenüber den 'Bildungstempeln' als auch das Wissens- und Bildungsprofil von Museumsbesuchern verändert haben. Museen werden zunehmend Teil der Erlebnis-, Ereignis- und Spaßgesellschaft. Der durchschnittliche Museumsbesucher erwartet demnach, unterhalten und an das didaktische Händchen genommen und geführt zu werden. Letzteres erscheint ohnehin ratsam, da das Vorwissen über den Themenbereich Migration bei der Mehrheit der Bevölkerung in der Regel nicht allzu groß und detailliert sein dürfte. Dabei wird das Migrationsmuseum allerdings eine Antwort auf die Frage finden müssen, wie zwischen der Scylla langweiliger und übermäßiger Pädagogisierung (Ansatz kritisch-rationaler Aufklärung) und der Charybdis der Verflachung (Museotainment) hindurchzusegeln sei. Wie ein gangbarer eigener und einem Migrationsmuseum angemessener Mittelweg aussehen kann, muss diskutiert werden. Zur Prophylaxe der skizzierten Gefahren sollten sowohl ständige Wechselausstellungen geplant, als auch über das luxemburgische Konzept eines Museums *hors*

des murs' [außerhalb der (Museums-)Mauern] reflektiert werden, also die Einbeziehung authentischer Orte jenseits des eigentlichen Museums, die migrationsgeschichtliche Bedeutung erlangt haben (man könnte auch über die virtuelle Einbeziehung solcher Orte nachdenken). Noch wichtiger aber ist die Einbeziehung kompetenter Museumsdidaktiker, die bereit sind, sich jenseits ausgetretener Pfade zu bewegen. Auch ist es eine Überlegung wert, ob nicht der kommerzielle Sektor (Kultur- und Werbeagenturen) zu Rate gezogen werden soll, um ungewöhnlichen und neuen Ideen der Konzeptionalisierung, Museumsgestaltung und Medialisierung Raum zu verschaffen. Hier ließe sich an die verschiedenen Überlegungen der schweizerischen Initiative für ein Migrationsmuseum anknüpfen, deren Arbeit Ihnen Markus Hodel und Thomas Buomberger im Anschluss vorstellen werden.

7. Akteure und Zielgruppen: Wer spricht für wen – wer richtet sich an wen?

Ein Projekt, das Migranten/innen und ihren Nachfahren eine Bühne geben und ein Sprachrohr sein will, wird sich legitimerweise fragen lassen müssen, welche Interessen und Interessengruppen zu berücksichtigen sind, wer hier für wen agiert und wen man mit einem solchen Vorhaben ansprechen und erreichen möchte. Als Projekt, das innerhalb der und - großen Teils - auch durch die Mehrheitsgesellschaft realisiert wird, sollte ein Migrationsmuseum sowohl die Einbindung und Berücksichtigung der Interessengruppen von Migranten/innen als auch jene der Mehrheitsgesellschaft berücksichtigen, um schon im Vorfeld möglichen Spannungen, Missverständnissen und Konflikten vorzubeugen. Eine konsensuelle Strategie mag hie und da mühsam und zeitraubend sein, letztlich aber die Breitenwirksamkeit und Akzeptanz der Institution erhöhen und somit integrative Funktion haben. Die Interessen und Interessengruppen sollten institutionell berücksichtigt werden, z.B. in einem Beirat, der den Trägerverein des Museums in wichtigen Entscheidungen berät bzw. der im Vorfeld solcher Entscheidungen gehört wird. Die Repräsentanten eines solchen Beirats sollten der ganzen Breite der Gesellschaft entstammen (Selbstorganisationen von Migranten/innen, Gewerkschaften, Kirchen und Religionsgemeinschaften, Arbeitgeberverbände, Wissenschaft, NGOs, Regierungsvertreter etc.), um zu verdeutlichen, dass Migration, Migrationsgeschichte und deren Musealisierung ein Thema mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz ist, das nicht nur die scheinbar unmittelbar Betroffenen oder

gar nur die Migranten/innen angeht. Ein solches Signal sollte auch verdeutlichen, dass sich das Museum an Besucher aus der gesamten Gesellschaft wendet, nicht das Steckenpferd einer kleinen Gruppe ist, seien dies Sprecher von Migrantengruppen oder professionelle Historiker/innen und/oder Museumsfachleute.

8. Träger, Strategien und erste Schritte

8.1. Lobbyarbeit

Die Umsetzung der Idee, ein Migrationsmuseum zu gründen, bedarf einer Trägerschicht von (am besten einflussreichen) Akteuren, die das Projekt mit langem Atem vorantreiben, eine Lobby für das Vorhaben schaffen und eine Strategie entwickeln, um einen weit reichenden gesellschaftlichen und politischen Konsens zu erzielen, vor allem aber auch, um die nötige finanzielle Unterstützung für solch ein großes Projekt zu mobilisieren. Hierbei gilt es, mehrere Dinge zu berücksichtigen:

a. Ein Migrationsmuseum sollte eine Initiative sein, die von Migranten/innen initiiert und (mit)getragen wird, aber sich nicht allein auf den Blickwinkel von Zuwanderern begrenzt. Die Mehrheitsgesellschaft muss intellektuell, personell, institutionell und nicht zuletzt auch finanziell aktiv und gestaltend Teil an solch einem Vorhaben teilnehmen, will man es nicht als Nischenprodukt oder innerhalb eines ethnischen Ghettos etablieren und damit zur Bedeutungslosigkeit oder bloßen Folklore verurteilen. Gelingt dies, könnte solch ein Museum ein dynamischer Ort sein, an welchem nicht nur die Geschichte der Migration ausgestellt, sondern auch um die Ausgestaltung der Einwanderungsgesellschaft gestritten wird und neue Konzepte für eine plurale Gesellschaft erdacht werden. Die Einbeziehung der Mehrheitsgesellschaft wird darüber hinaus unabdingbar sein, da das fachliche historische und museologische Wissen bislang in den *communities* der Migranten/innen in Deutschland nur schwach ausgeprägt ist. Zumindest gilt dies für die Arbeitsmigranten/innen der Nachkriegszeit und ihre Nachkommen (so genannte „zweite“ und „dritte“ Generation), die in der Regel nicht in die geistes- und sozialwissenschaftlichen Studienfächer drängen, sofern ihnen der Zugang zu höherer Bildung überhaupt gelingt.

b. Gründungs- und Folgefinanzierung eines Migrationsmuseums sind eine Herkulesaufgabe. In Zeiten knapper öffentlicher Kassen – die Achtzigerjahre mit ihrem Boom an Museumsgründungen sind längst vorbei – wird man nicht umhin können, sich um die Mischfinanzierung eines solchen Projekts Gedanken zu machen, also neudeutsch gesprochen: das Unternehmen durch *public-private partnership* zu realisieren. Taktisch wäre es von Vorteil, wenn (z.B. durch Spenden) eine Anschubfinanzierung aus den *communities* durch die Selbstorganisationen der Migranten/innen aufgebracht werden könnten (so macht es der Bund der Vertriebenen mit dem Zentrum gegen Vertreibungen), so dass ein starkes Argument und Druck für die öffentliche Hand entstünde, sich finanziell zu beteiligen. Auch wären private Geldgeber (Stiftungen, Unternehmen) leichter zu mobilisieren, wenn starke Eigeninitiative sichtbar würde.

c. Um Handlungsfähigkeit zu erlangen, sollte die Initiative für ein Migrationsmuseum in Deutschland eine eigene juristische Person (Verein, Stiftung) ins Leben rufen, was, wenn es geschickt angestellt und vermarktet wird, auch gleich Öffentlichkeit für das Projekt erzielt.

d. Es gilt, aus den Erfahrungen bisheriger Museumsneugründungen zu lernen. Demnach entstehen neue Museen entweder,

- wenn die Umnutzung eines bestehenden Gebäudes nötig ist, das seine bisherige Funktion eingebüßt hat (heutzutage in der Regel ehemalige Industrieanlagen),

- oder wenn ein Ort für eine bestehende Sammlung (oder Schenkung) zu schaffen ist,

- oder wenn ein politischer Wille zur Gründung eines Museums sich artikuliert (meist durch einen Elitenkonsens). Dieser geht oftmals mit dem Bedürfnis nach staatlicher oder nationaler Repräsentation einher und somit der Identitätsbildung in einem sozialen Großverband oder einem Angebot für kollektive Identifikation. Beispiele hierfür sind die diversen Häuser der Geschichte auf Bundes- bzw. Landesebene (Baden-Württemberg und Bayern) in Augsburg, Bonn oder Stuttgart.

An alle drei hier skizzierten Strategien sollte angeknüpft werden, um ein Migrationsmuseum zu errichten.

Erstens sollte versucht werden, eine Kommune oder eine Stadt zu gewinnen, ev. auch ein ehemaliges Industrieunternehmen, um eine Liegenschaft bereit zu stellen, die umgenutzt werden könnte. Dabei wird es weniger das Problem sein, solch einen Ort bzw. solch ein Gebäude zu finden, als die Folgefinanzierung für die Sanierung und Instandhaltung zusichern zu können, in der Regel die Voraussetzung, um die Eigentumsrechte übertragen zu bekommen. Zweitens sollte die bestehende Sammlung von DOMiT als ein erster Ausgangspunkt genommen werden, um das Argument zu führen, das bereits eine bedeutende migrationsgeschichtliche Sammlung besteht, die ausbaufähig ist und es verdient, an einem angemessenen Raum untergebracht, ergänzt und ausgestellt zu werden. Einen politischen Willen zur Gründung eines Migrationsmuseums auf nationaler Ebene gibt es zwar bislang (noch) nicht, allerdings einige prominente Akteure, die man für ein solches Vorhaben gewinnen könnte und in einen Beirat oder Unterstützerkreis einbinden sollte (z.B. Rita Süßmuth, die ehemalige Bundesausländerbeauftragte Cornelia Schmalz-Jacobsen, den ehemaligen Kulturstatsminister Michael Naumann, den Europaparlamentsabgeordneten Daniel Cohn-Bendit und nicht zuletzt den SPD-Vorsitzenden und Sozialminister von Nordrhein-Westfalen Harald Schartau, der Ende Juni diesen Jahres mit der Ankündigung durch das Land Nordrhein-Westfalen zog, die Gründung eines Migrationsmuseums in NRW zu erwägen). Das Argument, dass die Geschichte von Migration und Migranten/innen ein essentieller Bestandteil deutscher Geschichte ist, kein unbedeutender Seitenaspekt, lässt sich in diesem Zusammenhang gar nicht oft genug wiederholen. Politisch gewendet heißt es, dass die Einfügung der Migrationsgeschichte in das kollektive Gedächtnis der Deutschen eine eminent politische und aktuelle Bedeutung hat: sie ermöglicht nämlich für Migranten/innen und ihre Nachkommen eine Möglichkeit der Identifikation mit dem Land, seinen Traditionen und Institutionen jenseits der Folklorisierung und ethnisch kodierter Ab- oder Ausgrenzung.

Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass es prinzipiell zwei Wege der Mobilisierung und Unterstützung für ein Migrationsmuseum gibt, nämlich einen eher zivilgesellschaftlichen durch Eigeninitiative aus der Gesellschaft (das schweizerische Modell) und einen eher etatistischen durch Initiative und/oder Unterstützung staatli-

cher Akteure (das französische Modell, obgleich die französische Initiative für ein Migrationsmuseum in Kooperation mit der NGO Génériques erfolgte. Die Umsetzung steht und fällt aber mit dem staatlichen Engagement). Im deutschen Fall sollte versucht werden, beide Wege zu gehen, nämlich einerseits durch die Mobilisierung der Selbstorganisationen der Migranten/innen und interessierter anderer Akteure sowie durch Lobbyarbeit bei staatlichen Stellen. Will man das Vorhaben, ein Migrationsmuseum zu etablieren, zum Erfolg führen, ist eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit und Medienkampagne notwendig. Dies umfasst die Verbreitung von Informationen, die Besetzung symbolischer Orte und Daten (z.B. Jahrestage), darf aber auch das Register ziehen, um Provokation und Kontroversen auszulösen. Die Erfahrung zeigt, dass das Feuilleton und die Politik eher reagieren, wenn zumindest der Hauch eines Skandals, zumindest aber eine mögliche Polemik in der Luft liegt.⁵

8.2. Begründung einer Sammlung – Erweiterung bestehender Sammlungen

Ein Migrationsmuseum bedarf einer umfassenden Sammlung und einer Sammlungsstrategie, will es den Anspruch eines Museums, nicht nur jenen eines Ausstellungsortes einlösen. Wie gelangt man aber von der Idee einer Sammlung zur Umsetzung und der Etablierung eines permanenten Ausstellungsortes? Welche Strategien sind nötig, um die Idee umzusetzen? Was kann und sollte gesammelt werden? Wer kann ein Sammlungskonzept am besten umsetzen? Hier gibt es eine Reihe von Fragen zu diskutieren und zu beantworten, die ich nur anreißen kann, die aber einer intensiveren Debatte und die Einbeziehung von Experten bedarf. Dennoch hoffe ich, dass diese Debatte am morgigen Vormittag beginnen wird. Vier Gedanken möchte ich jedoch schon jetzt kurz dazu äußern:

a. Eine zu begründende Sammlung, die die Migrationsgeschichte in Deutschland in toto abdeckt, wird weder allein von staatlicher noch allein von privater Seite oder von Seite der Selbstorganisationen von Migranten/innen zu leisten sein. Es braucht eine konzertierte und koordinierte Aktion von staatlicher und privater Seite. Eine Einbezie-

⁵ Dies zeigte sich z.B. bei der Etablierung des Deutschen Historischen Museums und des Hauses der Geschichte in Bonn auf Initiative Kanzler Kohls in den Achtzigerjahren. Der Vorschlag zur Gründung der beiden Häuser war von erheblichen Kontroversen und starker medialer Öffentlichkeit begleitet. Gestritten wurde insbesondere über die Funktion von Nationalmuseen als sinnstiftende Institutionen und Vermittler quasi offiziöser Geschichtsbilder. Vgl. Christoph Stölzl (Hg.):

hung oder zumindest ein Austausch mit etablierten Museen ist nötig, um zu sichten, welche Bestände es bereits gibt, die als bedeutende migrationsgeschichtliche Quellen und Artefakte ausstellungsfähig sind (auch wenn sie möglicherweise bislang nie unter dem Blickwinkel der Migrationsgeschichte gesehen wurden). Dass dies kein allzu leichtes Unterfangen sein wird, ist offensichtlich, da es hierbei institutionelle Konkurrenzen geben wird und es ein Machtungleichgewicht zwischen starken etablierten, staatlich alimentierten großen Häusern und meist schwachen Selbstorganisationen von Migranten/innen geben wird.

b. Ein Sammlungskonzept sollte sich nicht allein auf Museen erstrecken. Es gilt, das Interesse der Archive (Bundesarchiv, Landesarchive, gegebenenfalls bedeutende Stadtarchive, vor allem auch der privaten, insbesondere Wirtschaftsarchive) zu wecken und sie mit Museen und Selbstorganisationen von Migranten/innen an einen Tisch zu bringen.

c. Bestehende Initiativen und Sammlungen, die bereits im Rahmen von Ausstellungen entstanden sind oder in Zukunft noch entstehen, sollten in das Sammlungskonzept einbezogen werden oder noch besser: sie könnten den Ausgangspunkt zukünftiger Sammlungs- und Archivierungstätigkeit bilden. Dies fängt bei der Sammlung und den Ausstellungen von DOMiT an, geht über die Münchner, Cloppenburger und Berliner Ausstellungen der Jahre 2000 bis 2002 und die diesjährige Ausstellung der Landeszentrale für politische Bildung Niedersachsen bis hin zu den geplanten Ausstellungen des Frankfurter Historischen Museums, des Deutschen Historischen Museums (Berlin) und des Reiss Museums (Mannheim) sowie zahlreicher kleinerer lokaler Initiativen. Der Initiativen sind viele. Hier gilt es zuerst einmal eine Übersicht zu erstellen, um Klarheit zu verschaffen welche Initiativen es gibt. Das Rad sollte nicht jeweils von neuem erfunden werden. Anknüpfen sollte man bei solch einer Übersicht auch an die Tatsache, dass in den letzten Jahren die interkulturelle Öffnung von Institutionen Programm vieler Einrichtungen geworden ist, so dass vielfältige Erfahrungen und Konzepte vorliegen, an die man anknüpfen und die man nutzen kann.

d. Das neue von der Bundeskulturstiftung bis 2005/06 geförderte Projekt von DOMiT zur Vorbereitung einer großen migrationsgeschichtlichen Ausstellung im Jahr 2005

scheint mir ein sinnvoller Ausgangspunkt, von dem aus man den ambitionierten Wurf eines Migrationsmuseums erfolgreich wagen könnte. Wird das Projekt wie beabsichtigt umgesetzt, wird es bis zum Jahr 2005 eine geschlossene Sammlung zur Geschichte der Arbeitsmigration nach Deutschland seit 1955 geben. Diese wäre eine solide Basis für den Fundus eines Migrationsmuseums. Anregen möchte ich die Erweiterung des Vorhabens von DOMiT in verschiedener Hinsicht, insbesondere mit Blick auf Sammlungsstrategien:

- das geplante Oral History-Projekt mit Arbeitsmigranten aus den verschiedenen Anwerbeländern ließe sich noch erweitern, wenn ein erfolgreicher Forschungsantrag in einem (europäischen?) Forschungsverbund gestellt würde. Hierfür käme z.B. das Programm „Konstruktionen des „Fremden“ und des „Eigenen“: Prozesse interkultureller Abgrenzung, Vermittlung und Identitätsbildung“ der VolkswagenStiftung oder aber ein Antrag innerhalb des im Jahr 2003 anlaufenden 6. Rahmenprogramms der EU in Frage. Mögliche Kooperationspartner dabei wären u.a. Génériques (Paris), Imagine Identity and Culture (Amsterdam), das Netzwerk Migration in Europa e.V. (Berlin), die Partner innerhalb des Kultur 2000 Programms „Migration – Work – Identity“, das Zentrum für Migration und Integration im Malakoffturm Bottrop oder aber der schweizerische Verein für ein Migrationsmuseum.

- die geplante Sammlungstätigkeit von privaten Dokumenten könnte und sollte sich die Strategien und Konzepte anderer erfolgreicher Dokumentationsprojekte zum Vorbild nehmen. Hier ist z.B. an die Sammlung von Auswandererbriefen durch das Projekt von Wolfgang Helbich an der Ruhr-Universität Bochum⁶ oder aber das Echo-lot-Projekt des Schriftstellers Walter Kempowski⁷ zu denken, der durch Anzeigen in Tages- und Wochenzeitungen, aber auch in bunten Blättern wie Hörzu, Frau im Spiegel etc. eine der größten privaten alltagsgeschichtlichen Sammlungen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs begründet hat.

Die zweite Tagung, die diesem ersten Treffen folgen wird, sollte mögliche Akteure für die Konzeptionalisierung und Umsetzung von Sammlungsstrategien an einen Tisch bringen und ein tragfähiges Sammlungs- und Dokumentationskonzept erarbeiten.

Propyläen, 1988).

⁶ <http://www.uni-erfurt.de/nordamerika/babs/index.html>

⁷ Walter: Kempowski: Das Echolot: Barbarossa '41. Ein kollektives Tagebuch (München: Knaus, 2002).

9. Orte und Nicht-Orte

Die Frage des Ortes und der Verortung eines Migrationsmuseums ist entscheidend für das gesamte Vorhaben. Sie stellt sich in zweierlei Hinsicht, nämlich als konkrete und pragmatische Frage nach dem Standort eines solchen Hauses oder Museums und als Frage nach dem räumlich-geographischen Zuschnitt, den das Vorhaben erhalten soll (s.o.) Geht man also von der Annahme aus, ein Migrationsmuseum ließe sich im nationalen Rahmen verwirklichen, kommt m.E. für den Standort eines solchen Hauses nur eine größere Stadt, möglichst in zentraler Lage, mit einer eindeutig durch (Arbeits-)Migration geprägten Vergangenheit und Gegenwart in Frage. In Deutschland wären dies etwa Berlin, Frankfurt oder Köln, ev. auch eine größere Stadt des Ruhrgebiets oder Hamburg, insbesondere, wenn der thematische Zuschnitt Einwanderung *und* Auswanderung umfassen sollte.

Meines Erachtens, erlauben Sie mir diese Bemerkung als Berliner, ist die Mitte Berlins - von jeher ein Zentrum vielfältiger Migrationen - dafür wie geschaffen. Das Hohenzollernschloss, so es denn neu gebaut wird, böte hierfür einen hervorragenden und zentralen Raum. So könnte an die besten Traditionen Preußens angeknüpft und erinnert werden, nämlich Liberalität, Weltoffenheit, Toleranz und die Geschichte eines Staates, in dem jeder, ob einheimisch oder eingewandert, nach seiner Façon selig werden konnte. Dass solch ein Platz historischer Migration an zentraler Stelle ein intellektuell faszinierender Ort und gleichzeitig ein erfolgreicher Publikumsmagnet sein kann, zeigt ja u.a. das Einwanderungsmuseum Ellis Island in New York.

Migration ist jedoch kein national begrenztes Thema, ganz im Gegenteil, es ist grenzüberschreitend und heutzutage auch zunehmend transnational, vollzieht sich also in einem Zwischenraum, der jenseits und auch unterhalb klar bestimmter nationalstaatlicher Grenzen existiert. Daher sollte die Frage durchaus berechtigt sein und kontrovers diskutiert werden, ob ein Migrationsmuseum einen nationalen Zuschnitt erhalten sollte (also: Deutsches Migrationsmuseum oder Migrationsmuseum in Deutschland). Hält man an einem nationalen Zuschnitt fest, läge der Gedanke nahe,

eine enge Kooperation mit Frankreich zu suchen, wo bereits ein ausgereiftes Konzept für ein nationales Zentrum für Migrationsgeschichte vorliegt, das allerdings noch der Umsetzung harret [siehe: <http://www.generiques.org/rapport.html> Rapport pour la création d'un centre national de l'histoire et des cultures de l'immigration]. Eine deutsch-französische Kooperation auf diesem Gebiet wäre intellektuell reizvoll, da die Migrationsgeschichte beider Länder einen Großteil der europäischen Einwanderungsgeschichte des 20. Jahrhunderts streift oder gar abdeckt, nämlich sowohl die Themen Arbeitsmigration und Ost-West-Migration, als auch die Bereiche Zwangsmigration bzw. Flucht und Vertreibungen und postkoloniale Migrationen. Den zur Zeit danieder liegenden deutsch-französischen Beziehungen könnte solch eine Initiative – dies wäre ein positiver Nebeneffekt – wieder kulturelles und kulturpolitisches Leben einhauchen.

Denkbar wäre auch, folgt man nicht der nationalen Variante, ein nur regionaler oder alternativ ein europäischer oder gar globaler Zuschnitt, auch wenn letzteres heute noch utopisch klingt. Vorstell- und vermutlich langfristig auch machbar wäre auch eine Kombination von regionalem und europäischem Zuschnitt, indem z.B. verschiedene regionale Museumsstandorte im gesamten Europa geschaffen werden (dezentral polyzentrischer Ansatz), die auf europäischer Ebene miteinander kommunizieren und kooperieren, gemeinsame Sammlungs- und Ausstellungsstrategien entwerfen und so Anteil an der entstehenden gemeinsamen europäischen Geschichtsschreibung und -darstellung nehmen. Eine solche Variante hätte den Charme, dass sie europäische Geschichte dann nicht allein von den deutungsmächtigen Zentren (Staat, Nation) (re-)präsentierte, sondern eher einen Blick vom Rande ermöglichte, der der europäischen Vielfalt allemal angemessener ist als ein linear-nationaler. Innerhalb eines solchen Konzeptes wäre es vermutlich auch leichter, der Verwobenheit europäischer bzw. nationaler Migrationsgeschichte mit außereuropäischen Räumen, etwa den ehemaligen europäischen Kolonien, Rechnung zu tragen. Darüber hinaus stünde die Möglichkeit offen, innerhalb eines europäischen Kooperationsverbundes, Mittel bei der EU einzuwerben.

10. Chancen, Risiken und Grenzen

10.1. Chancen

Die Etablierung eines Migrationsmuseums böte die Chance, Migrationsgeschichte bzw. deren historische Repräsentation als Mittel der Anerkennung und des *empowerment* zu nutzen. Die institutionelle Anerkennung der Migrationsgeschichte durch Musealisierung würde unterstreichen, dass sie ein Teil der deutschen Gesellschaftsgeschichte ist. Darüber hinaus würde die verstärkte symbolische Anerkennung von Migranten/innen ein Deutungsangebot für Zuwanderer schaffen und diese so stärker in die Gesellschaft einbeziehen bzw. zum integrativen Teil der Gesellschaft in Deutschland machen. Allerdings wäre ein Museum wohl doch in erster Linie ein Deutungsangebot für die (gebildeten) Eliten von Migranten/innen, die dieses dann in den *communities* vermitteln können.

In der Aufnahme- bzw. Mehrheitsgesellschaft könnte ein Migrationsmuseum zu einem Bewusstseinswandel beitragen, indem erstens die materiellen Kenntnisse über Zuwanderer und Zuwanderung erweitert werden und zweitens der Begriff der "kollektiven Zugehörigkeit" bzw. der Nation herausgefordert bzw. erweitert wird. Darüber hinaus könnte solch ein Museum mit der Ausstellung der türkischen Zuwanderung einen Leuchtturm der Aufklärung bilden und so dem westlichen Schreckgespenst der Islamisierung und Radikalisierung etwas entgegen setzen, indem die Alltäglichkeit und Normalität der Migration und des Islam in Europa gezeigt wird.

10.2. Risiken und Grenzen

1. Migrationsgeschichte, die Einfügung von Migranten/innen ins kollektive Gedächtnis Deutschlands (oder Europas) kann nicht als Ersatz einer wirksamen Sozial- Wirtschafts-, Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik für Zuwanderer dienen, die die Voraussetzungen für die volle gesellschaftliche Anerkennung und politische Partizipation bilden. Eine rein symbolische Anerkennung kompensiert nicht die mangelnde Teilhabe von Zuwanderern in der deutschen Gesellschaft, sondern birgt mitunter eher die Gefahr, diese zu verschleiern. Es gilt ohnehin anzumerken, dass Museen und Historiographie nicht gerade die Bühnen der Macht darstellen, allenfalls Bühnen der Interpre-

tations- und Deutungsmacht. So sind es ja auch nicht Museen, die bei Revolutionen als erstes besetzt werden....

2. Die Historisierung der Migration und die Musealisierung der Migrationsgeschichte steht möglicherweise in einem Widerspruch zur politischen Partizipation und politischen Mobilisierung von Migranten/innen. Historisierung heißt in Teilen auch immer Entpolitisierung. Ein sozialer Prozess wird in der Regel erst dann zu Geschichte, wenn seine politischen Forderungen Wirklichkeit oder aber gebrochen worden sind. Insofern mag die Forderung nach der Musealisierung der Migrationsgeschichte durchaus auch eine verfrühte Forderung sein oder gewisse Ambivalenzen haben. Oder anders formuliert: Die Schaffung eines Migrationsmuseums darf sich inhaltlich nicht in einem rein historistischen, entpolitisierten Zugang erschöpfen, sondern sollte auch einen politischen Anspruch einlösen, um der Gesellschaft zum Nutzen und nicht zum Nachteil zu gereichen.

III. Fazit: Fünf abschließende Bemerkungen

1. Es ließe sich darüber streiten, ob in einer zukünftigen Welt, die mehr und mehr post- und supranational sein wird und deren national-identitäre Grenzen weniger stark akzentuiert sein werden, Migranten/innen nicht einen, wenn nicht gar den zukunftssträchtigen Typus von multipler Zugehörigkeit darstellen werden. Insofern könnte ein Migrationsmuseum als historischer Ort durchaus in die Zukunft weisende Bedeutung für die Schaffung über-nationaler und partikularer Zugehörigkeiten haben. Hier würde gezeigt, dass eine Wirklichkeit jenseits klarer nationaler Zugehörigkeiten existiert und diese Mehrdeutigkeit Normalität und Bereicherung bedeutet: es würde eine Welt sichtbar, die die Zugehörigkeit zur Nation und kollektive Identität auch als *patchwork* vorstellbar macht.

2. Ein Migrationsmuseum ist auch ein politisches Projekt und Plädoyer. Wie diesem Faktum in der Phase der Konzeptionalisierung und Umsetzung Rechnung zu tragen ist, gilt es zu diskutieren. Ich möchte die Frage aufwerfen, ob die Debatte um den historischen Ort der Migration im kollektiven Gedächtnis Deutschlands nicht womöglich auch einen Beitrag zu den eher zeitgenössischen Fragen von Migration und In-

tegration liefern kann, z.B. ob analog zum *gender mainstreaming* das *migrant mainstreaming* eine Strategie der Anerkennung und des *empowerment* sein kann?

3. Unter strategischen Gesichtspunkten möchte ich zu bedenken geben, dass ein Blick auf andere Bereiche historischen Forschens, Erinnerns und Ausstellens eventuell nützlich, sein könnte, um zu lernen, wie ehemals randständige Themenbereiche in den *mainstream* gelangen. Sowohl die Arbeiter- als auch die Frauengeschichte haben es innerhalb der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermocht, sich zu etablieren und zu institutionalisieren, sei es im Bereich der historischen Forschung oder der Ausstellungen und Museen. Hier mag ein Blick auf die Professionalisierungs- und Durchsetzungsstrategien dieser beiden Bereiche helfen, um zu lernen, wie man sich Anerkennung, politische Macht und eine institutionelle Basis verschafft.

Einschränkend gilt hier aber hinzuzufügen, dass sowohl die Arbeiter- als auch die Frauengeschichte auf der breiten Basis einer sozialen Bewegung standen, nämlich der Arbeiter- bzw. Frauenbewegung. Eine entsprechende Migrant*innenbewegung ist zurzeit (in Deutschland) nicht zu erkennen.⁸ Insofern mag die Migrationsgeschichte und ihre Musealisierung als politisches Instrument gegenwärtig noch ein eher zahnloser Tiger sein.

4. Die Etablierung eines eigenständigen Migrationsmuseums birgt die Gefahr, dass es zu einer Dichotomisierung vis-à-vis bestehenden und etablierten Institutionen kommen könnte. Ein separater Ort der Migrationsgeschichte könnte als Argument dienen, dass sich die etablierten Einrichtungen dem Thema Migration nicht selbst stellen müssen oder sich ihm gar verschließen. Um eine breite Verankerung des Themas zu gewährleisten, ist aber ein ‚Eindringen‘ in (bzw. eine Kooperation mit den) etablierte(n) Institutionen unabdingbar, da man sonst Gefahr läuft, eine Nischenexistenz zu fristen. Separierung der Migrationsgeschichte innerhalb einer eigenen Einrichtung kann unter Umständen eben auch deren Marginalisierung bedeuten. Es wäre also kritisch zu fragen, ob nicht z.B. eine dauerhafte Präsenz der Migrationsgeschichte im Deutschen Historischen Museum oder im Haus der Geschichte eine größeren Erfolg versprechende Strategie ist, als die Gründung einer eigenen Institution.

⁸ In Frankreich jedoch ist die Bewegung der *sans papiers*, also der ‚illegalen‘ bzw. undokumentierten Migrant*innen zu solch einer sozialen Bewegung herangewachsen. Siehe u.a. Madjiguène Cissé: *Papiere für alle. Die Bewegung der Sans Papiers in Frankreich* (Berlin: Assoziation A, 2002).

Ohnehin gilt es zu diskutieren, ob es *das* Migrationsmuseum überhaupt geben kann oder soll, also einen Ort der umfassenden Dokumentation und Ausstellung aller Migrationsgeschichte(n).

5. Der ehemalige Bundestagsabgeordnete der Bündnisgrünen Cem Özdemir stellte im Sommer in seinem in Spiegel Online ausgetragenen Dialog mit Sabine Leutheusser-Schnarrenberger fest, dass die Bundesrepublik auch in Hinsicht auf die Verankerung der Migrationsgeschichte im kollektiven Gedächtnis der Nation, insbesondere bei der Errichtung eines Migrationsmuseums verspätet sei. Ich möchte diese Aussage ein wenig relativieren. In den Vereinigten Staaten hat es immerhin über 200 Jahre – nämlich von 1776 bis 1990 – gedauert bis dieses klassische Einwanderungsland sich dazu durchrang, dem großen und bedeutenden Thema Migration, die entsprechende Aufmerksamkeit durch die Eröffnung eines nationalen Migrationsmuseum zu widmen. Insofern sind wir nach erst gut 50 Jahren Bundesrepublik Deutschland mit dieser Tagung auf einem nicht ganz hoffnungslosen Weg. Ausnahmsweise ist die Bundesrepublik im Vergleich zu ihren westlichen Nachbarn keine verspätete Nation, sondern vielleicht sogar Trendsetter in Europa.⁹

⁹ Dies zeigte sich auch schon zum 40. Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbevertrags im Jahr 2001. Insbesondere durch zwei Tagungen des Landesentrums für Zuwanderung in Solingen wurden erste Anstöße zum Fragenkomplex Einwanderung und historisches bzw. kollektives Gedächtnis gegeben [Haus der Geschichte, Bonn: „Erinnerung und Teilhabe: Auf dem Weg zu einer pluralen Geschichtskultur?“ und Rheinisches Industriemuseum Oberhausen: „Einwanderung und Gedächtnis: Die Bedeutung von Erinnerung in der Migrationsgesellschaft“, dazu demnächst der gleichnamige Sammelband (Arbeitstitel) von Jan Motte und Ulrike Sommer (Essen: Klartext-Verlag, 2003)].